



MIT BEITRÄGEN VON

Astrid Eichhorn
Nausikaä El-Mecky
Simon Wolfgang Fuchs
Lukas Haffert
Dirk Pflüger
Timo Rademacher
Oliver Rymek
Michael Saliba
Erik Schilling
Ricarda Winkelmann

Editorial

Wissenschaft bedeutet Streiten. Schließlich geht es ganz wesentlich darum, bislang unbeantwortete Fragen zu klären – und gäbe es auf diese Fragen nur eine mögliche Antwort, wären sie nicht unbeantwortet. So weit, so selbstverständlich.

Die Selbstverständlichkeiten der wissenschaftlichen Streitkultur werden momentan von verschiedenen Entwicklungen erschüttert, die auch die Debattenkultur in anderen Gesellschaftsbereichen erfassen. Das betrifft etwa die Rolle der Wissenschaft im gesellschaftlichen Diskurs. Expertise und Analyse können keine selbstverständliche Autorität mehr beanspruchen, sondern sehen sich zunehmend einer ähnlichen Form der Elitenkritik ausgesetzt wie Journalismus oder Politik. Gleichzeitig beklagen manche das Fehlen großer intellektueller Figuren in der Öffentlichkeit und wünschen sich ein stärkeres Hineinwirken der Wissenschaft in die politischen Debatten.

Darüber hinaus erfasst die Veränderung der Debattenkultur auch den Streit in der Wissenschaft selbst. Die sozialen Medien ermöglichen eine viel schnellere, schärfere und stärker zugespitzte Kommunikation, als das in tradierten Formaten wie Zeitschriften oder Büchern möglich war. Das bietet die Chance zu schnellerer Selbstkorrektur, aber auch das Risiko, dass vor allem diejenigen Gehör für ihre Argumente finden, die über die meisten Follower und somit die größte Reichweite verfügen.

Diese Ausgabe des **Junge Akademie Magazins** stellt deshalb die Frage, wie guter wissenschaftlicher Streit gelingen kann und welche Herausforderungen sich dabei ergeben. Die einzelnen Texte des Postermagazins beleuchten unterschiedliche Aspekte aus der Perspektive verschiedener Disziplinen. So untersucht der Informatiker Dirk Pflüger, wie sich der Streit in Gesellschaft und Wissenschaft verändert, wenn wir nicht mehr per Briefwechsel, sondern elektronisch kommunizieren. Die Kunsthistorikerin Nausikaä El-Mecky fragt, wer sich überhaupt am Streit beteiligen darf und welchen Habitus er – und vor allem sie – dabei an den Tag legen muss.

Der Rechtswissenschaftler Timo Rademacher lenkt den Blick darauf, was es für den akademischen Streit bedeutet, wenn seine Argumente am doppelten Maßstab wissenschaftlicher und anwendungspraktischer Kriterien gemessen werden. Und der Islamwissenschaftler Simon Fuchs überlegt, ob Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine Verantwortung haben, sich in politische Debatten einzumischen, auch wenn dabei Differenzierungen verloren gehen.

Vor allem ist dieses Magazin eine Einladung, mehr Streit zu wagen. Streit, so lautet die gemeinsame Überzeugung der Autorinnen und Autoren, kann ausgesprochen produktiv sein. Das setzt allerdings voraus, dass tatsächlich unterschiedliche Positionen zur Geltung kommen. Der Physiker Michael Saliba und der Politologe Lukas Haffert argumentieren, dass dies dann besonders gut gelingt, wenn der Streit nach Regeln ausgetragen wird, die ein klares Herausarbeiten unterschiedlicher Argumente ermöglichen. Und die Physikerin Astrid Eichhorn weist darauf hin, dass ein Streit vor allem dann produktiv ist, wenn die Streitenden selbst ganz unterschiedliche Ideen und Perspektiven mit in die Debatte einbringen.

Am Ende geht es bei einem guten Streit natürlich nicht immer um neue Erkenntnisse, sondern manchmal auch ganz profan darum, wer als Sieger daraus hervorgeht. Welche Streitstrategien sich dabei in der Wissenschaftsgeschichte als besonders erfolversprechend erwiesen haben, darüber gibt das Poster auf der Rückseite dieses **Junge Akademie Magazins** einen Überblick. Vielleicht erkennen Sie Ihr eigenes Streitverhalten in einigen der historischen Beispiele wieder? Und wenn Sie das Poster neben Ihre Garderobe oder an Ihre Bürotür hängen, inspiriert es vielleicht sogar Ihre Besucherinnen und Besucher dazu, neue Streitstrategien an Ihnen auszuprobieren.

Viel Vergnügen bei der Lektüre wünschen

Lukas Haffert
Oliver Rymek
Erik Schilling
Ricarda Winkelmann

Der Politologe Lukas Haffert, Mitglied der Jungen Akademie seit 2018, forscht am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich.

Oliver Rymek ist Kulturtheoretiker und seit 2018 wissenschaftlicher Koordinator der Jungen Akademie in Berlin.

Erik Schilling lehrt als Literaturwissenschaftler an der Ludwig-Maximilians-Universität München und ist seit 2018 Mitglied der Jungen Akademie.

Die Physikerin Ricarda Winkelmann, Mitglied der Jungen Akademie seit 2015, forscht am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung.

So richtig gelingen streiten

ein Plädoyer für die Diversität

Ein gelungener Streit erzeugt aus einer These und einer oder mehreren Antithesen eine Synthese. Etwas verkürzt ausgedrückt schafft Wissenschaft auf diese Weise ihren Fortschritt aus Widersprüchen. Um eine Synthese und eine neue Erkenntnis zu erreichen, bedarf es oft ganz neuer Herangehens- und Denkweisen, also geistiger Diversität. Diese beginnt schon beim ersten Schritt des wissenschaftlichen Streits, indem nämlich ein Problem oder ein Widerspruch aufgedeckt wird. Wenn die immer gleichen Menschen mit den immer gleichen Denkstrukturen auf die immer gleichen Fragen starren, dann stockt der wissenschaftliche Fortschritt. Erst wenn diverse Denkmuster, Fragestellungen und Problemlösungsstrategien aufeinanderprallen, entsteht Neues, Ungeahntes, ja mitunter sogar Großartiges.

Eine sich schnell entwickelnde Wissenschaft benötigt intellektuelle Diversität, um die vielschichtigen, komplexen Probleme unserer Welt zu erfassen und Lösungen zu erarbeiten. Diese korreliert meist mit biografischer Diversität – kurz gesagt: Wer anders aufwächst, denkt oft anders, findet jedoch in unserer Gesellschaft nur selten den Weg in die Wissenschaft. Hierzu zählen Frauen, Menschen aus bildungsfernen Elternhäusern, Menschen mit Migrationshintergrund, insbesondere aus Entwicklungsländern. In der Wissenschaft sind sie daher stark unterrepräsentiert. Aktuell wird der Zugang von Frauen zur Wissenschaft thematisiert, wobei Fragen nach Fairness und gleichen Chancen im Vordergrund stehen. Dabei wird allerdings ein entscheidender Aspekt ausgeblendet: Von einem gelungenen Streit, der zu einer neuen Erkenntnis führt, profitieren alle Seiten. Gerade die intellektuelle Diversität stärkt die gesamte Wissenschaft, denn sie eröffnet

zugleich allen bereits in der Wissenschaft Tätigen neue Horizonte.

Doch wie erreichen wir, dass die Wissenschaft diverser wird? Ohne Vorbilder, die zeigen, was man erreichen kann, ist ein Weg viel schwieriger zu gehen, als ein Weg, auf dem man anderen folgt.

Und dies gilt umso mehr, je häufiger einem vom Wegesrand her Zweifel, Entmutigung und sogar Gespött entgegenhallen. Dann entscheidet man sich oft von vornherein gegen einen solchen Weg. Daher braucht die Wissenschaft einen Kulturwandel in Hinblick auf mehr Diversität. Wenn anders denkende Minderheiten den Weg in die Wissenschaft suchen, sollten wir nicht nur signalisieren, dass wir sie aus Gründen der Chancengleichheit tolerieren, sondern dass wir sie gerade für eine intellektuell diverse Ideenlandschaft und für eine dynamische Streitkultur brauchen, damit wirklich alle profitieren. Der aufrichtige Ruf nach mehr Diversität in der Wissenschaft bedroht nicht die derzeitige Mehrheit, sondern verspricht vielmehr eine stärkere, dynamischere Wissenschaft für uns alle, die darüber hinaus auch mehr Spaß bereiten würde.

Die Physikerin Astrid Eichhorn, Mitglied der Jungen Akademie seit 2018, forscht als Professorin am CP3-Origins an der University of Southern Denmark in Odense und als Emmy-Noether-Nachwuchsgruppenleiterin am Institut für Theoretische Physik der Universität Heidelberg.

Diskutierst du noch oder kreischst du schon



Die Wissenschaft lebt von Uneinigkeit, könnte man behaupten. Ihre großen Helden sind diejenigen, die sich mit Gefahr für Reputation oder sogar Leben in den Kampf gegen herrschende Auffassungen stürzen. Aber auch für diejenigen unter uns, die keine Galileis oder Helen Kellers sind, gibt es ausreichend Gelegenheiten, um zu widersprechen.

Das ist sogar institutionalisiert: Interne fachliche Debatten und Podiumsdiskussionen sind ein wichtiger Bestandteil der wissenschaftlichen Landschaft. Hier läuft es scheinbar ganz anders als bei der Streiterei zu Hause darüber, wer als letzter den Müll rausgebracht hat: Für die akademische Debatte gilt – wie auch bei der Mafia – die Parole *it's just business, nothing personal*.

Selbst wenn du die Mehrheit deiner wachen Stunden über das Diskussionsthema forschst und nichts dir im Leben wichtiger ist, zeigst du nie deine intimsten Emotionen. Stattdessen operierst du kaltblütig mit Pokerface oder amüsiertem Lächeln und lancierst rationale Argumente wie Munition in den Raum beziehungsweise ins Gesicht des Diskussionspartners.

Aber ist das wirklich der Fall? Oder ist die neutrale, professionelle Rolle in der akademischen Debatte ein Privileg, welches nur bestimmten Menschen gegönnt wird? Ich würde behaupten, dass Personen, die schon seit längerer Zeit als fester Bestandteil des akademischen Establishments gelten, die Maske des Professionals quasi als Bestandteil ihrer Garderobe besitzen und jederzeit souverän aufsetzen können. Egal wie polemisch sie sich in aller Öffentlichkeit äußern, sie werden trotzdem als fachkundig und kompetent wahrgenommen.

Anders ist dies hingegen bei Personen, die zu Gruppen gehören, die in der akademischen Welt noch nicht ganz so selbstverständlich sind: Frauen, *People of Colour*, Personen mit Behinderung und andere marginalisierte Gruppen nehmen eher mit ‚nacktem Gesicht‘ an der Debatte teil. Mittels Selbstregulation oder sogar Selbstzensur kontrollieren sie häufig ihr Auftreten, bis ihre Mimik und Stimme der professionellen Maske ähneln, damit sie nicht der Hysterie, Aggressivität oder Überempfindlichkeit verdächtigt werden.

„Ich versuche immer sehr ruhig zu sprechen, damit ich nicht als *angry black woman* wahrgenommen werde“, erzählte mir eine Forscherin. Bewussten oder unbewussten Stereotypisierungen der Gruppe, zu der man gehört, muss somit vorgebeugt werden. „Ich gehe offen damit um, dass ich schwul bin“, erzählte mir ein anderer Forscher, „aber gleichzeitig benehme ich mich absolut nicht flamboyant, sondern wie jeder anderer *straight white male*. Ich möchte neutral rüberkommen, damit das, was ich sage, nicht gefiltert wird.“

Doch selbst diese Bemühungen, seriös und sachkundig rüberzukommen, können sich gegen einen kehren: Betont neutrales Verhalten wird bei Frauen beispielsweise bald als *bitchy*, eiskalt oder robotisch abgestempelt. Der Mittelweg zwischen ruhig und starr ist manchmal sehr schmal oder gar unsichtbar, genauso wie zwischen wunderbar leidenschaftlich und lächerlich kreischig.

Da die wissenschaftliche Welt immer diverser wird, stellt sich die Frage: Sollten wir dafür kämpfen, dass wirklich *alle*, schön verpackt im Gesamtpaket mit dem Dokortitel, die Maske des professionellen, sachlichen Debattenteilnehmers ausgehändigt bekommen?

Oder sollten wir eher zum Gegenteil streben: akzeptieren, dass wir alle, unabhängig von Alter, Geschlecht oder Hautfarbe, sowohl professionell als auch persönlich unsere Ansichten vertreten? Dass wir emotional involviert sind, aber unser Engagement deshalb unserem rationalen Denken nicht im Weg stehen muss? Und dass eine graue Eminenz genauso für ihr Fach brennen kann wie die junge Frau, die das nervöse Zittern nicht ganz aus ihrer Stimme kriegt? Vielleicht ist die graue Eminenz sogar nervöser und unsicherer. Und das, so wäre mein Wunsch, würde sie überhaupt nicht weniger glaubwürdig machen.

Die Kunsthistorikerin Nausikaä El-Mecky, Mitglied der Jungen Akademie seit 2017, ist Tenure-Track-Professorin an der Universität Pompeu Fabra in Barcelona, wo sie über Kunstzerstörung und -zensur forscht.

Zuspitzen oder untergehen

Der öffentliche Streit um den Islam

Die Islamwissenschaft verstand sich lange Zeit als ein gemütliches Orchideenfach – bis zu den Terroranschlägen am 11. September 2001. Danach war es schlagartig vorbei mit dem Fokus auf Handschriften-Editionen, mittelalterlicher Philosophie oder osmanischer Verwaltungsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die fassungslose Öffentlichkeit forderte zu Recht unmissverständliche Antworten ein. Zunächst ging es um das Wesen des als globalisiert und doch „mittelalterlich“ wahrgenommenen Islams, dann mehr und mehr um die Lebensrealität von Musliminnen und Muslimen in Europa. „Warum hassen sie uns?“, wurde gefragt und: „Können wir ihnen wirklich trauen?“. Als im Herbst 2015 hunderttausende geflüchtete Menschen innerhalb weniger Monate nach Europa kamen und die Migration von vielen als unmittelbare Bedrohung durch eine „fremde“ Religion gesehen wurde, stiegen die Erwartungen an die Islamwissenschaft weiter an.

Seit jeher bot unser kleines Fach die Möglichkeit zum inhaltlichen Spagat: Besteht doch gerade ein besonderer Reiz darin, Vormoderne und Gegenwart in Forschung und Lehre zusammenzudenken und zu behandeln. Innerhalb universitärer Mauern hat sich daran auch wenig geändert. Wir können uns weiterhin aussuchen, ob wir ein Seminar zum modernen Afghanistan, zu muslimischen Reichen seit dem 16. Jahrhundert oder zum Verhältnis von Staat und Religion im Nahen Osten unterrichten wollen.

Sobald wir uns aber in die Öffentlichkeit wagen, sind wir nicht mehr selbstbestimmt in der Auswahl der Themen und Herangehensweisen. Wenn wir für Gastbeiträge und Talkshowauftritte angefragt werden oder auch selbst multimedial intervenieren, geht es nicht darum, neueste wissenschaftliche Erkenntnisse in den öffentlichen Diskurs einzuspeisen. Je nach persönlichem Hintergrund sollen wir zumeist meinungsbildend über beziehungsweise für den Islam sprechen: über Sexualität, Demokratieverständnis und Salafismus.

Gegenüber den allgegenwärtigen Scharfmacherinnen und Scharfmachern gerät man schnell ins Hintertreffen. Eine Erörterung der Komplexität ist nicht gefragt. Differenzierte Beiträge ohne pointierte Zuspitzung gehen im medialen Raum schlicht unter. Wollen wir gehört werden, dürfen wir uns bedauerlicherweise nicht mit Multiperspektivität aufhalten, sondern müssen klar Farbe bekennen und uns auf eine „Seite“ schlagen, Bauchschmerzen hin oder her. Eine lautstarke Minderheit innerhalb unseres Faches nutzt ihre universitäre Autorität ganz unbekümmert, um in erster Linie „Feindaufklärung“ zu betreiben: Unverhüllt ist von kommenden Kulturkonflikten die Rede, von unüberwindbaren Gräben und vom „dunklen Islam“ als angeblicher Gefahr für das „freiheitlich-strahlende“ Europa.

Darüber hinaus drängen auch selbsternannte Expertinnen und Experten in Talkshows, auf den Büchermarkt und in die sozialen Netzwerke. Sie halten sich nicht damit auf, Fachliteratur zu lesen und ignorieren existierende Forschungsarbeiten. Negative oder positive persönliche Erfahrungen oder auch Sprachkenntnisse geben ein scheinbar viel überzeugenderes und authentischeres Bild ab. Auch werden Tagungen veranstaltet, die gar nicht erst Empirie-basiert sein wollen. Der jüngste Kopftuchstreit an der Universität Frankfurt im Mai 2019 hat gezeigt, dass es vor allem darum ging, polarisierende Positionen aufeinanderprallen zu lassen.

Mit Wissenschaft hat das nicht viel zu tun – mit Meinungsmache umso mehr. Höchste Zeit, dass wir diesen Sachverhalt akzeptieren. Die Debatte um den Islam bedarf mehr als unserer differenzierten Publikationen. Es obliegt uns, den Streit zu suchen. Mit Leidenschaft und Klarheit. Zugespitzt und auch herausfordernd, aber nie polemisch – ganz im Vertrauen auf die Stärke der offenen Gesellschaft und das bessere Argument.

Wie sich die Digitalisierung auf die Streitkultur auswirkt

Über Jahrtausende waren die klassischen Diskussionsformen nur wenigen Personen vorbehalten. Gesellschaftlicher Stand, Bildung sowie Lese- und Schreibkundigkeit schlossen lange Zeit ganze Bevölkerungsschichten aus, so dass am politischen Streit nur wenige partizipieren durften. Einen Zugang zu Ciceros mit Stilmitteln gespickten Reden etwa besaßen fast ausschließlich die Mitglieder der römischen Oberschicht. Später standen die London Debating Societies formal zwar allen Menschen offen, unabhängig von Geschlecht und sozialem Hintergrund, aber davon profitierten trotzdem eher die Mitglieder der aufsteigenden Mittelschicht als die armen Dockarbeiter.

Des Weiteren konnten Diskurse bis weit in die Neuzeit hinein oft nur per Brief ausgefochten werden, was sie langsam und langwierig werden ließ. Der Briefwechsel zwischen Lasalle und Marx umfasste mehr als 130 Briefe, die sie innerhalb von 14 Jahren austauschten. Wer noch selbst versucht hat, klassische Brieffreundschaften zu pflegen, kann ein Lied über die dafür notwendige Geduld singen. Nicht jeder Brief wurde abgeschickt, sondern überdacht und die Argumente neu formuliert. Der Diskurs unterlag Konventionen und Regeln.

Die Digitalisierung hingegen führte zu gewaltigen Umwälzungen der Debatten- und Streitkultur. Das Netz kennt kaum Barrieren, insbesondere keine publizistischen Zugangsbeschränkungen hinsichtlich Herkunft und Bildungsschicht. Der „Marktplatz“, auf dem sich in Rousseaus reiner Demokratie alle Menschen treffen, steht im Netz für jedermann offen. Die rhetorischen Formen befreien sich im digitalen Raum von Regularien und müssen allenfalls die Netiquette einhalten. Auf diese Weise ist eine deutlich höhere Diversität an Formaten und Partizipationsmöglichkeiten entstanden. Der Diskurs ist endlich im Zentrum der Gesellschaft angekommen.

Wo Licht ist, ist auch Schatten: Die Anonymität, die erst die Befreiung von Stand und Herkunft ermöglicht, verringert die Hürde zum Verfassen eigener Beiträge und erfordert kaum Reflexion. Die Hemmschwelle zur Verunglimpfung oder Beleidigung ist niedriger geworden. Spontaner Streit wirkt zwar authentischer, doch trägt

der kollektive Shitstorm keinesfalls zu einem gelungenen Diskurs bei.

Ein zweiter Schatten ist der Aktualitätsdruck: Wer in der digitalen Konkurrenz um Likes und Retweets – also um Belohnung – mitspielen will, kann nicht lange an Formulierungen feilen und Beiträge überarbeiten. Ganz im Gegensatz zum langsamen Briefwechsel zählt der Moment: Wer als erster in 140 oder mehr Zeichen kommentiert, macht das Rennen.

Drittens führt die Digitalisierung zu einer stärkeren Polarisierung des Diskurses. Die sozialen Medien und das Internet werden zum sich verstärkenden und bestärkenden System. Meist hält man sich in sogenannten Filterblasen auf: Die Auswertung und Organisation digitaler Partizipation mithilfe künstlicher Intelligenz führt dazu, dass wir häufig nur noch mit dem konfrontiert werden, was wir hören und sehen wollen. Vor dem digitalen Zeitalter war ein nicht unerheblicher Aufwand erforderlich, um ein gewisses Weltbild aufrechtzuerhalten und die Konfrontation mit anderen Meinungen und Ansichten zu vermeiden. Heute hingegen ist ein recht großer Aufwand nötig, um aus den Filterblasen wieder auszubrechen.

Allerdings bietet die digitale Welt bis dato unerreichte Möglichkeiten, sich rechtzeitig vor einem qualifizierten Streitgespräch eingehend über ein Thema zu informieren. Wir streiten viel öffentlicher und viel häufiger als früher. Deshalb wäre es falsch, ein Zurück zum vermeintlich besseren Streit der Vergangenheit anzustreben. Stattdessen sollten wir unsere Energie darauf verwenden, Falschinformationen besser einzudämmen, um uns nicht von ihnen beeinflussen zu lassen – ohne dass dabei jedoch unliebsame Ansichten unterdrückt werden. Dafür sind sinnvolle Grenzen der Meinungsfreiheit offen auszuhandeln und eine (neutrale) Moderation des digitalen Streits zu etablieren.

Streiten in der Rechtswissenschaft

Gäbe es eine außerwissenschaftliche Instanz, die am Ende des Tages darüber entscheiden dürfte, wer im wissenschaftlichen Streit recht hat und wer nicht, so würde das die Streitkultur einer Wissenschaft ganz erheblich beeinflussen. Für die Rechtswissenschaft ist das der Fall. Denn das Kerngeschäft deutscher Juraprofessoren und -professorinnen besteht nach wie vor darin, mittels hermeneutischer Methoden danach zu „forschen“, welche Auslegung einer bestimmten Rechtsnorm die „richtige“ ist. Exakt das ist auch die Aufgabe der Gerichte. Rechtswissenschaftliche Forschung ist damit – im Gegensatz zu vielen anderen Geisteswissenschaften – unmittelbar praktisch anwendbar. Sie ist damit aber vielleicht auch etwas weniger Wissenschaft als die anderen und ein wenig mehr Handwerk.

Und ein Handwerk muss vor allem funktionieren. Streiten Rechtswissenschaftler mit anderen Rechtswissenschaftlern über eine Auslegungsfrage, schießen sie dabei zugleich mit einem Auge darauf, ob ihre Argumente vom Bundesverfassungsgericht, vom Bundesgerichtshof oder vom Bundesfinanzhof übernommen werden. Ist es doch die Krönung einer jeden Forscherkarriere, zustimmend im Urteil eines Höchstgerichts zitiert zu werden. Das sorgt dafür, dass der Streit diszipliniert verläuft. Denn der stete Seitenblick nach Karlsruhe, München oder Leipzig (nicht wirklich nach Luxemburg, denn der Gerichtshof der EU hört ohnehin nicht zu) zwingt zur klaren Artikulation von Gedankengängen.

Für und Wider müssen darlegt werden und intersubjektiv nachvollziehbar sein, wenn man überzeugen will, denn keine Richterin hat Zeit oder Lust, verschwurbelte Schachtelsätze mit unklaren Bezügen zu entwirren, wie sie in anderen Wissenschaften manchmal üblich sind.

Andererseits bremst diese Kultur auch ein wenig den Wagemut, Thesen zu denken und zu äußern, die gänzlich abseits der von den Gerichten ausgetretenen Pfade liegen. Starrsinniges Beharren auf, sagen wir, zweifelhaften Rechtspositionen lässt sich wunderbar als „Rechtssicherheit“ verkaufen.

Nun gibt es Rechtswissenschaftler, die nicht mitspielen und keine Hermeneutik-Handwerker sein wollen: Sie erschließen sich die Nachbarwissenschaften, betreiben Rechtssoziologie, Rechtsphilosophie oder Verwaltungswissenschaften. Ein wenig beeinflusst das dann auch deren Streitkultur. Einer gänzlichen Übernahme der „fremden“ Art des Streitens steht aber eines effektiv entgegen: Diese Themen beziehungsweise Fächer sind nicht examensrelevant. Und Jurastudierende wollen spätestens ab dem vierten Semester nichts mehr hören, was nicht examensrelevant ist. Somit sind auch die Nicht-Handwerkerinnen unter uns immer wieder dazu gezwungen, wissenschaftlichen Streit anhand der klassischen juristischen Muster zu lehren. Die Handwerkskultur bleibt damit mitprägend für ihr Forschen und folglich auch für ihr Streiten.

Vom Nutzen einer

regelgeleiteten

Konfrontation

Dass Dinge kompliziert sind, gehört zu den Binsenweisheiten, auf die sich fast alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einigen können. Gute Wissenschaft ist sich der begrenzten Reichweite der eigenen Theorien bewusst. Monokausale Erklärungen gelten zu Recht als unterkomplex, weshalb eindeutige Handlungsanweisungen für die Politik nur selten von Wissenschaftlern zu bekommen sind. Legendär ist das Bonmot von Harry S. Truman, der sich einen einarmigen Ökonomen wünschte, weil ihm das „Einerseits-Andererseits“ seiner Wirtschaftsberater auf die Nerven ging. Wissenschaft ist insofern eine Übung in Mehrdeutigkeit und damit auch Bescheidenheit.

Aber auch hier gibt es ein „Andererseits“. Denn was eine wichtige Grundlage guter Forschung ist, kann zugleich die wissenschaftliche Streitkultur beschränken. Schließlich können theoretischer und methodischer Pluralismus auch zu einem Mangel an Auseinandersetzung führen. Statt sich durch eine inhaltliche Konfrontation gegenseitig zu befruchten, entwickeln sich forschende Parallelgesellschaften. Oder Konflikte werden vermieden, indem jede Seite der anderen zugesteht, lediglich einen Teil der Wahrheit abzudecken.

Wie kann es anders gehen? Vielleicht lohnt sich der Blick auf das sogenannte Debattieren, das in Deutschland in zahlreichen studentischen Debattierclubs gepflegt wird. In Anlehnung an ein fiktives Parlament streiten sich hierbei zwei Parteien, wobei sie die zu vertretende Seite – Pro oder Contra – im Vorfeld zugelost bekommen. Das Debattenthema kann aus praktisch jedem Bereich stammen: Existiert Gott? Soll man militärisch intervenieren, um humanitäre Krisen zu verhindern? Sind Geisteswissenschaften wichtiger als Naturwissenschaften?

Das Interessante an diesem Format ist nun, dass das Regelwerk die Parteien zwingt, eindeutig Stellung zu beziehen. Denn das Ziel der Debatte besteht nicht darin, einen Konsens oder Kompromiss zwischen beiden Positionen herbeizuführen. Stattdessen geht es darum, argumentativ zu „beweisen“, dass die eigene Seite recht und die andere unrecht hat. Nach der Debatte gewich-

tet eine Jury die Argumente und entscheidet auf dieser Basis, welche Seite gewonnen hat.

Dahinter steht die Idee, dass sich neue Erkenntnisse gerade nicht durch den kleinsten gemeinsamen Nenner zwischen den unterschiedlichen Positionen gewinnen lassen, sondern dadurch, dass fundamentale Unterschiede möglichst klar benannt werden. Es geht darum, gedankliche Klarheit zu ermöglichen, indem die Grundsatzfragen eines Konflikts herausarbeitet werden.

Das heißt jedoch nicht, dass sich auch das Publikum klar für „schwarz“ oder „weiß“ entscheiden muss. Denn die Dinge bleiben komplex und es kommt auf Nuancen an. Aber der Grundgedanke einer Debatte lautet, dass sich eine Synthese am besten dann finden lässt, wenn man vorher These und Antithese in ihrer stärksten und klarsten Form kennengelernt hat.

Die künstlich geschaffene Form des Debattierens erleichtert dies, indem die Positionen nur für die Dauer der Debatte vertreten werden. Streitende Wissenschaftler hingegen treten selbstverständlich für ihre Überzeugungen ein. Das heißt aber nicht, dass sie nicht auch von einer regelgeleiteten Konfrontation profitieren, die eine möglichst klare Gegenposition einfordert. Ihr Publikum tut das in jedem Fall.

Der Physiker und Optoelektroniker Michael Saliba, Mitglied der Jungen Akademie seit 2018, forscht an der Technischen Universität Darmstadt.

Der Politologe Lukas Haffert, Mitglied der Jungen Akademie seit 2018, forscht am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich.

Streiten Sie schön

Lukas Hübner, Oliver Rymasz, Erik Spilling, Ricarda Winkmann

**Hauptsache, Sie streiten
Streiten Sie mit Sinn und Verstand
Streiten Sie schön
Streiten Sie nicht allein
Machen Sie von Ihrem Streit reden
Lassen Sie es drauf ankommen**

Machen Sie von Ihrem Streit reden Streiten Sie schön

10 Nutzen Sie die Macht der Bilder

Einstein gegen Bohr „Gott würfelt nicht“ – mit diesem Bild wies Einstein seinerzeit die von Niels Bohr (und Werner Heisenberg) vertretene Kopenhagener Interpretation der Quantenmechanik zurück. Im Kern der Bohr-Einstein-Debatte ging es um die Frage der Vollständigkeit der Quantentheorie: Während die Kopenhagener Interpretation die Zufälligkeit quantenmechanischer Ereignisse auf eine wesentliche Unbestimmtheit zurückführt, die in den Ereignissen selbst liegt, ging Einstein von einer generellen Bestimmtheit und Bestimmbarkeit physikalischer Ereignisse aus; die Zufälligkeiten waren für ihn gerade ein Beleg für die Unvollständigkeit der Interpretation. Karl Popper sprach hinsichtlich der beiden großen Deutungsansätze der Quantenphysik, für die Einstein und Bohr stehen, vom „Schisma der Physik“.

11 Antworten Sie mit einem Gedicht

Goethe gegen Nicolai Schon kurz nach dessen Erscheinen entspann sich an Goethes Briefroman *Die Leiden des jungen Werther* ein Streit unter Zeitgenossen darüber, ob ein Dichter nicht verantwortlich sei für das Handeln seiner Figuren. Dementsprechend sei er dann verpflichtet, dieses Handeln auch moralisch zu kommentieren. Durch eine Reihe von Selbstmorden sahen die Kritiker sich über den „Werther-Effekt“ bestätigt. Unter jenen Kritikern war auch Friedrich Nicolai, der gar den satirischen Roman *Die Freuden des jungen Werther* gegen Goethe im Speziellen und gegen den Sturm und Drang allgemein publizierte. Goethe antwortete unter anderem mit einem Gedicht, in dem er Nicolai auf Werthers Grab sich mit den Worten erleichtern lässt: „Der arme Mensch, er dauert mich / Wie hat er sich verdorben! / Hätt' er geschissen so wie ich, / Er wäre nicht gestorben!“

12 Loben Sie Ihren Gegner über den grünen Klee

Newton gegen Hooke Isaac Newton war nicht nur ausdauernd beim Streiten. Er konnte auch vernichtende Urteile in inspirierende Zitate verpacken. „Wenn ich weiter geblickt habe, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe“, schrieb er 1676 seinem Rivalen Robert Hooke. Die Rivalität hatte vier Jahre zuvor begonnen, als Newton der Royal Society in London seine Schrift „New Theory about Light and Colours“ vorstellte. Darin argumentierte er, dass Licht aus unveränderlichen und atomähnlichen Partikeln bestehe. Viele Mitglieder der Royal Society, darunter auch Hooke, waren mit dieser Theorie nicht einverstanden. Hooke war vielmehr überzeugt, dass Licht nicht aus Teilchen, sondern aus Wellen besteht. Die Meinungsverschiedenheit machte Newton und Hooke zu lebenslang erbitterten Kontrahenten. Newtons Worte „auf den Schultern von Riesen“ – ein Bild, das seit dem Mittelalter kursierte – darf auch als versteckter Seitenhieb gegen den Rivalen verstanden werden: Hooke war kleinwüchsig.

13 Entlarven Sie Nonsens durch noch größeren Nonsens

Das Fliegende Spaghettimonster gegen die Religion Die „drei Kränkungen der Menschheit“ (Freud), für die die Namen Galilei, Darwin und Freud stehen, lösen bis heute immer wieder gesellschaftliche Debatten mit kulturkämpferischen Zügen aus. So streitet etwa seit den neunziger Jahren die neukreationistische Intelligent-Design-Bewegung (ID) in den USA dafür, statt der Evolutionstheorie – oder wenigstens gleichberechtigt mit ihr – die als wissenschaftlich behauptete Lehre eines in der Natur wirkenden göttlichen Schöpfers an Schulen zu unterrichten. 2005 entschied die Bildungsbehörde des Bundesstaates Kansas zugunsten der ID-Bewegung, woraufhin der Physiker Bobby Henderson zum Stift griff und in einem offenen Brief forderte, die von ihm „und vielen anderen“ vertretene Lehre von der Erschaffung der Welt durch das Fliegende Spaghettimonster „mit Seinem Nudligen Anhängsel“ ebenfalls für den Unterricht zuzulassen. Die „Religion“ des Pastafarianismus verbreitete sich in der Folge in den USA und der ganzen Welt. Ihre „Kirche“ bemüht sich in vielen Ländern um Anerkennung als Religionsgemeinschaft in satirisch-kritischer Position gegen Verflechtungen von Staat und Religionsgemeinschaften in vermeintlich säkular verfassten Gesellschaften.

24 Diskreditieren Sie Ihren Gegner, ohne ihn zu erwähnen

Politikstronom: Thomas und Heinrich Mann Kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs veröffentlichte Thomas Mann seine *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Trotz des anderslautenden Titels handelt es sich um einen entschieden politischen Text. Auf mehr als 600 Seiten nimmt Mann Stellung zur Gegenwart und bedauert (mehr oder weniger explizit) den Untergang des Kaiserreichs. Ihren Kulminationspunkt aber finden die Betrachtungen in der Verbindung von Politik und Familie: Zentraler Adressat (und Gegner) war dabei sein Bruder Heinrich, der sich klar auf Seiten der Demokratie positioniert hatte. Dafür wurde er von Thomas – ohne ein einziges Mal namentlich genannt zu werden – als „Zivilisationsliterat“ verunglimpft, der zentrale Werte wie Bürgerlichkeit, Kultur, Nation verrate. Wie sehr er seinen älteren Bruder für den Verlust seiner Ideale verantwortlich machte, bringt Thomas Mann in folgender Passage zum Ausdruck: [S]eine „Rehabilitierung der Tugend“, sein Fortschreiten zu moralisierender kämpferischer Zielstrebigkeit bedeutet [...] das Ende aller Boheme, aller Ironie und Melancholie [...].“

25 Tod durch Assoziation

Stromkrieg: Edison gegen Tesla-Westinghouse Seinen Ausgang nahm der sogenannte „Stromkrieg“ zwischen Thomas Alva Edison und George Westinghouse bei der Frage, ob die Stromversorgung in den USA um die Wende zum 20. Jahrhundert durch Gleichstrom oder Wechselstrom organisiert werden sollte. Dabei ging es weniger um wissenschaftlich-technische Aspekte als um harte Marktinteressen. Westinghouse hatte die Patentrechte für das Wechselstromsystem 1885 von Nikola Tesla erworben und war damit unmittelbar zum Konkurrenten für Edison geworden, der an den Lizenzen für die Nutzung seines Gleichstromsystems gut verdient. Edison nutzte die Tatsache, dass eine Reihe von Hochspannungsunfällen eine öffentliche Diskussion über die Sicherheit des

Hauptsache, Sie streiten

1 Lassen Sie sich nie eine Gelegenheit zum Streiten entgehen

Hayek gegen Keynes Kaum ein wissenschaftlicher Streit hat die jüngere Popkultur so inspiriert wie dieser: Das Hip-Hop-Video *Fear the Boom and Bust*, veröffentlicht 2010 auf Youtube, ist mittlerweile fast sieben Millionen Mal aufgerufen worden. In Form eines Rap-Battle werden darin die Theorien der beiden Wirtschaftswissenschaftler Friedrich August von Hayek und John Maynard Keynes präsentiert. Dabei war historisch gesehen zunächst Keynes als klarer Sieger aus der Debatte über die Ursachen und Lösungen der Weltwirtschaftskrise der frühen 1930er-Jahre hervorgegangen. Hayeks Stunde schlug in den 1970er-Jahren, als die keynesianischen Politikrezepte in eine Krise gerieten. Margaret Thatcher trug damals sein Werk *The Constitution of Liberty* in der Handtasche und setzte seine Ideen in Politik um. Im Zuge der globalen Finanzkrise von 2008 erlebten dann wieder Keynes' Konzepte ein Comeback. Noch heute sind zahlreiche „Praktiker, die sich frei von irgendeinem intellektuellen Einfluss wähen“, wie Keynes es in einem seiner vielen Aphorismen ausdrückte, die „Sklassen“ dieser beiden längst verbliebenen Ökonomen.

2 Suchen Sie sich ein Thema, über das sich streiten lässt

Historikerstreit Obschon die Geschichtswissenschaft an Kontroversen alles andere als arm ist, hat im deutschsprachigen Raum kaum eine

Auseinandersetzung derart hohe Wellen geschlagen wie der Historikerstreit der 1980er Jahre. Als Jürgen Habermas die zeitgeschichtlichen Thesen unter anderem Ernst Noltes in einem Zeit-Artikel als revisionistisch kritisierte, löste das eine teils polemische Debatte über deutsche Geschichtsbilder aus, die monatlang die Feuilletons füllte. Die Unersöhnlichkeit auf beiden Seiten lässt sich wesentlich darauf zurückführen, dass wissenschaftliche und weltanschauliche Fragen offensiv miteinander vermisch wurden – wobei für letztere seit jehrig gilt: *Contra principia negantem non est disputandum.*

3 Suchen Sie sich einen Gegner, mit dem sich streiten lässt

Habermas gegen Ratzinger Dieser Streit schien geradezu vortprogrammiert: 2004 trafen sich der liberale Philosoph Jürgen Habermas, der sich selbst zuvor als „religiös unmusikalisch“ beschrieben hatte, und der oberste Dogmatiker der katholischen Kirche, Joseph Kardinal Ratzinger (später Papst Benedikt XVI.) in der katholischen Akademie in München. Sie debattierten über die vorpolitischen moralischen Grundlagen der Demokratie. Statt eines Streites wurde das Treffen jedoch zu einem „Gipfel der Freundlichkeiten“, wie die Zeit befand. Vernunft und Glauben, so stimmten beide überein, können sich in einem wechselseitigen Lernprozess gegenseitig befruchten. „Im operativen Bereich“, so lautete das hinterher kolportierte Fazit Ratzingers, „sind wir uns einig.“

4 Bereiten Sie Ihre Argumente penibel vor

Pariser Akademiestreit: Cuvier gegen Geoffroy 1830 wurde die Pariser Académie des sciences Schauplatz eines wochenlangen Streits zwischen den Zoologen Georges Cuvier und Étienne Geoffroy Saint-Hilaire. Im Kern ging es um die Frage, ob es so etwas wie einen gemeinsamen Grundbauplan aller Lebewesen gebe, wie – beeinflusst unter anderem durch Lamarck – Geoffroy annahm, oder ob gleiche anatomische Merkmale bei Lebewesen lediglich auf gleiche Funktionen zurückgingen, was Cuviers Ansicht war. Bei der Sitzung der Akademie am 15. Februar stellte Geoffroy einen Aufsatz zweier Wissenschaftler vor, der seine These zu bestätigen schien. Dabei griff er Cuvier indirekt an. Dieser kam zur nächsten Sitzung bis an die Zähne bewaffnet mit Beweisen für seine eigene These. Insgesamt stritten die beiden Kontrahenten acht Sitzungen lang miteinander. Schließlich beendete Geoffroy die Debatte, die längst zum öffentlichen Spektakel geraten war. Wenn auch Cuvier seinerzeit wohl als Sieger angesehen wurde, wurde Geoffroy als früher Vertreter der Evolutionstheorie anerkannt. Nicht zuletzt bezog sich auf den Streit der beiden auch Darwin in seinem *On the Origins of Species*.

14 Lassen Sie andere für sich streiten

Gorilla wars: Huxley gegen Owen „I wonder what a Chimpanzee would say to this?“, schrieb Charles Darwin 1857 in einem Brief: Er könne die Ansicht des großen Anatomen Richard Owen einfach nicht „schlucken“, wonach der Mensch von den Menschenaffen entwicklungsgeichtlich klar zu trennen sei. Owens war der Ansicht, dass die Anatomie des menschlichen Gehirns einige besondere Merkmale gegenüber dem eines Menschenaffen aufweise. Über seine Ansichten wurde Owen nach Erscheinen von Darwins *Origins* in weit ausgreifende öffentliche Debatten verwickelt – allerdings nicht von Darwin selbst, sondern von dem Anatomen Thomas Huxley, genannt „Darwins Bulldogge“. Ein Aufeinandertreffen von Owen und Huxley bei der British Science Association 1860 war der Beginn eines jahrelangen Streits, an dem die Öffentlichkeit regen Anteil nahm. Huxley entschied die *gorilla wars* am Ende für sich – bzw. für Darwin, der sich über Abdrucke der Debatten und über Briefe seiner Parteilager auf dem Laufenden hielt.

15 Mischen Sie sich nie in andere Streitigkeiten

Ein Prioritätenstreit: Wieder Voltaire Von der Preussischen Akademie der Wissenschaften ging im 18. Jahrhundert ein Wissenschaftstreit erster Güte aus – und dazu ein veritable höfischer Skandal. Friedrich der Große hatte den französischen Naturforscher Pierre Louis Moreau de Maupertuis zum Präsidenten der Akademie ernannt. Als 1751 Samuel König – Mathematiker und Akademienmitglied – in einer Schrift andeutete, Maupertuis habe aus einem Brief Leibniz' plagiiert, ließ der Präsident besagten Brief kurzerhand als Fälschung verurteilen. König verließ daraufhin die Akademie. Die Nachricht von dem Fall erreichte

Streiten Sie mit Sinn und Verstand

5 Streiten für die Wissenschaft

Der Holbein-Streit 1743 erwarb Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen und Sohn Augusts des Starken, ein Gemälde Hans Holbeins d. J., die sogenannte Madonna des Bürgermeisters. Neben Werken wie Raffails Sixtiner Madonna wurde sie als eines der Meisterwerke deutscher Schule in Dresden ausgestellt. Zweifel an ihrer Echtheit kamen auf, als 1822 ein zweites, identisches Madonnenbild von Frankreich nach Preußen gelangte. Von da an stritten Kunstgelehrte, Künstler, aber auch die Öffentlichkeit darüber, welches der beiden Bilder denn nun der echte Holbein sei. Der Streit gipfelte in der Holbein-Ausstellung von 1871 in Dresden, bei der beide Bilder nebeneinander und gemeinsam mit anderen Werken des Künstlers gezeigt wurden. Mithilfe damals neuer stilkritischer Methoden urteilte eine neue Generation von Kunstgelehrten, dass die Dresdener Madonna eine Fälschung sein müsse. Der Holbeinstreit trug letztlich dazu bei, die Kunstgeschichte als methodengeleitete Wissenschaft zu etablieren.

6 Ignorieren Sie auch mal ein Argument

Lord Kelvin gegen die Darwinisten Nicht einmal hundert Millionen Jahre sei die Erde alt – zu jung also, um mit Darwins Evolutionstheorie vereinbar zu sein. Dies behauptete jedenfalls der Physiker William Thomson, der 1892 als Lord Kelvin in den Adelsstand erhoben wurde. Obschon Kelvin tiefreligiös war, kam er auf wissenschaftlichem Wege zu seiner vermeintlichen Widerlegung Darwins: Seine Berechnungen des Alters der Erde anhand des Wärmeflusses aus dem Erdinnern fußten auf den Vorarbeiten des französischen Mathematikers Jean Baptiste Joseph Fourier und waren für sich genommen nicht ganz falsch. Sie vernachlässigten aber den Einfluss radioaktiver Elemente auf die Erdwärme (zudem auch den konvektiven Wärmetransport im Erdmantel). Obwohl die Standardvariante der Geschichte lautet, dass Kelvin zu seinen Lebzeiten von der später entdeckten Radioaktivität noch nichts wissen konnte, saß er 1904 bei einem Vortrag des Physikers Ernest Rutherford über Radioaktivität in der ersten Reihe. – Er verschleif aber, wie Rutherford später berichtete, den Großteil.

7 Denken Sie Ihren Gegner zu Ende

Theodizee: Voltaire gegen Leibniz Wie kommt das Böse in die Welt? Dies ist die zentrale Frage der Theodizee, die sich insbesondere dann stellt, wenn man von einem liebenden und allmächtigen Gott ausgeht. Denn würde ein Gott, der die Menschen liebt und allmächtig ist, nicht den Menschen von Leiden verschonen? Der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz schlug 1710 vor, das Dilemma dadurch zu erklären, dass die

Welt zwar nicht perfekt, aber doch die „beste aller möglichen Welten“ sei. Dafür wurde er von Voltaire scharf kritisiert. In seinem Roman *Candide oder der Optimismus* entwarf dieser einen Helden, der Leibniz' Gedanken verinnerlicht hat und nach diesem lebt, damit aber konsequent scheitert. Parodistisch zusätzlich überspitzt wird dies 200 Jahre später in Leonard Bernstein's Operette *Candide*, worin jedem Übel (satirisch) ein guter Grund zugewiesen wird, z. B. „war improves relations“.

8 Stellen Sie den Sinn in Frage

Dekonstruktion gegen Hermeneutik Die Hermeneutik basiert auf der Annahme, dass Texte Informationen transportieren, die bisweilen unklar seien, aber bei entsprechender Auslegung verstanden werden könnten. Die Dekonstruktion – wie sie etwa von Jacques Derrida entworfen wurde – wendet sich radikal gegen diese Annahme: Worte mit Worten, Zeichen mit Zeichen zu erklären, trage nicht zum Verständnis bei, sondern schaffe nur eine neue Aussage, ebenso verständlich oder unverständlich wie die vorige. Nicht der Intention einer Aussage könne man auf die Spur kommen, sondern nur der „Drift“. Bewegung der Zeichen folge, die von einem Zeichen zum nächsten springe, ohne sich dabei final einer Bedeutung – einem Sinn – anzunähern. Was wie ein literaturtheoretisches Spiel erscheinen mag, war fundamental für Möglichkeiten der Ideologiekritik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

9 Argumente allein reichen nicht

Galilei gegen die Inquisition Der Streit zwischen Galilei und der Kirche gilt heute als das Beispiel schlechthin für den Kampf eines (vermeintlich) vernünftigen Wissens gegen einen (vermeintlich) unvernünftigen Glauben. Doch so einfach ist der Fall nicht. 2008 wurde Papst Benedikt XVI. ein Besuch an der römischen Universität La Sapienza versagt, weil er 1990 – noch als Josef Kardinal Ratzinger – in einem Vortrag behauptet hatte, dass die Kirche sich seinerzeit viel enger an die Vernunft gehalten habe als Galilei. Der spätere Papst hatte dabei den Philosophen Paul Feyerabend zitiert, der in seiner wissenschaftstheoretischen Schrift *Wider den Methodenzwang* zeigt, dass die Kopernikanische Wende keineswegs auf dem reinen Weg der Vernunft eingeleitet wurde, sondern unter anderem auch durch „geschickte Überredungsmethoden“.

Streiten Sie nicht allein

16 Stellen Sie Thesen auf, an denen die Nachwelt sich abarbeiten kann

Alan Turing gegen Ada Lovelace Können Maschinen denken? Darüber, wie diese Frage zu verstehen und wie sie zu beantworten sei, führen Philosophen und Informatiker seit der Mitte des 20. Jahrhunderts hitzige Debatten. Aufgeworfen wurde die Frage erstmals Mitte des 19. Jahrhunderts von der britischen Mathematikerin Ada Lovelace, gewissermaßen der ersten Informatikerin. Lovelace hatte eine klare Position: Computer können nicht denken, weil sie nur das reproduzieren, was jemand zuvor programmiert hat, aber nicht zu eigenständiger Kreativität fähig sind. Alan Turing diskutierte dieses Argument 1950 als „Lady Lovelace's Objection“ und wies es zurück: Genau wie Menschen seien Computer fähig, andere Menschen mit dem, was sie tun, zu überraschen. Noch heute hat aber auch Lovelace's Position unterschiedene Anhänger. So charakterisierte der US-amerikanische Kognitionswissenschaftler Selmer Binsjord Turings Argumente als „bestenfalls mysteriös, schlimmstenfalls inkompetent“.

17 Soll die Geschichte entschieden

Elementarnamegebungs-kontroverse Rf, Db, Sg, Bh und Hs: So lauten die Kurzschreibweisen für die zu den Transactinoiden zählenden chemischen Elemente 104 bis 108. Diese werden durch Kernreaktionen erzeugt, beispielsweise durch den Beschuss von Plutonium mit Neutronen. Normalerweise erhalten neu entdeckte chemische Elemente systematische Elementnamen und werden von ihren Entdeckern getauft. Die Elemente 104 bis 108 wurden jedoch nahezu zeitgleich von unterschiedlichen Forschern entdeckt, was ab den 1960ern zu einem jahrelangen Streit zwischen amerikanischen und sowjetischen Forschergruppen führte. In den USA etwa wurde das Element 104 in Andenken an Ernest Rutherford als Rutherfordium (Rf) bezeichnet, während es in der UdSSR Kurtschatowium hieß – zu Ehren Igor Kurtschatows, des Vaters der sowjetischen Atombombe. Beide Bezeichnungen galten im jeweils anderen Land als inakzeptabel. Der Namensvorschlag für Element 106 war wiederum für einige ausgeschlossen, weil sein Entdecker Glenn Seaborg noch lebte. Erst nach dem Ende der Sowjetunion konnte der Streit um die Namensgebung 1997 auf dem Treffen der Internationalen Union für reine und angewandte Chemie gelöst werden, wo die Elemente ihre endgültigen Namen erhielten: Rutherfordium (Rf), Dubnium (Db), Seaborgium (Sg), Bohrium (Bh) und Hassium (Hs).

Lassen Sie es darauf ankommen

26 Trinken Sie erstmal einen (oder besser nicht)

Tycho Brahe gegen Manderup Parsberg Die Eskalation des Streits zwischen Tycho Brahe und Manderup Parsberg ist nur eine von vielen außergewöhnlichen Geschichten, die das exzentrische Leben des dänischen Adligen prägten. Im 15. Jahrhundert war Brahe ein herausragender Astronom, dessen Erkenntnisse den Grundstein für die Entwicklung der modernen Astronomie und Astrophysik legten. Zu seiner Zeit gab es noch kein Teleskop. Seine Beobachtungen der Fixsterne- und Planetenpositionen führte er mit Hilfe eines Mauerquadranten durch. Die Präzision und der Umfang seiner Beobachtungen bleiben mehr als erstaunlich. Der legendäre Streit, der sein Leben für immer zerbrechete, fand in einer Trinklaune statt. Brahe war gerade einmal 20 Jahre alt und geriet auf einer Hochzeitfeier heftig mit seinem Cousin und Kommilitonen Parsberg zusammen. Sie waren sich über eine mathematische Formel uneinig. Ihre Meinungsverschiedenheit eskalierte schließlich in einem Duell mit Schwertern. Brahe verlor dabei ein Teil seiner Nase. Für den Rest seines Lebens trug er bei gesellschaftlichen Anlässen eine Nasenprothese, die er selbst konstruiert hatte. Angeblich bestand sie aus Gold und Silber und konnte mit einer Salbe angeklebt werden.

27 Wenn Ihnen die Argumente ausgehen: beleidigen Sie

Schopenhauer gegen Hegel Nur ein einziges Mal begegneten sich Arthur Schopenhauer und G.W.F. Hegel: bei einer Vorlesung Schopenhauers 1820 in Berlin über die Arten von Kausalität, wo sie kurz über die Frage stritten, was unter dem Begriff der „animalischen Funktion“ zu verstehen sei. Dass Hegel (vor allem aber dessen Studenten) kaum Notiz von ihm nahm, war vermutlich ein wesentlicher Grund, warum Schopenhauer nach Hegels Tod kontinuierlich gegen ihn und jene „Hegelei“ wetteuerte, die als die Philosophie schlechthin galt. Ganz im Sinne seiner *Kunst, Recht zu behalten* griff er dabei zu groben Beleidigungen. Hegel, „ein platter, geistloser, ekelhaft-widerlicher, unwissender Schlarlatan, und mit beispielloser Frechheit, Aberwitz und Unsinn zusammenschmierte“, „ein geistiger Kaliban“, „durchweg erbärmlicher Patron“, dessen Philosophie: „Windbeutellei und Schlarlatanerei“, „unsinnige Hegelsche Afterweisheit“, „die größte Frechheit im Aufstehen baren Unsinnis, im Zusammenschmieren sinnleerer, rasender Wortgeflechte, wie man sie bis dahin nur in Tollhäusern kannte“.

28 Greifen Sie zum Feuerhaken

Wittgenstein gegen Popper Die erste Begegnung der beiden in Wien aufgewachsenen Philosophen Karl Popper und Ludwig Wittgenstein sollte auch die letzte sein: Im Oktober 1946 hielt Popper in Cambridge einen Vortrag über die Frage, ob es philosophische Probleme gibt. Während Popper diese Frage bejahte, argumentierte Wittgenstein, es handle sich bei den vermeintlichen Problemen nur um sprachliche Rätsel. Als der Disput hitziger wurde, fuchtelte Wittgenstein, der eigentlich das Seminar leitete, mit einem Feuerhaken herum. Popper wusste den Vorfall geschickt zu inszenieren und berichtete später, er habe die Frage nach einer allgemeingültigen moralischen Regel deshalb mit dem Beispiel beantwortet: „Man soll einem Gast nicht mit dem Feuerhaken drohen“ – daraufhin sei Wittgenstein zur Tür hinausgestürzt.